

Osten, Westen, Osten

Die Autorin Susanne Schädlich über unsichtbare Gespenster, Freundschaften in der Fremde und einen vermeintlich großen Vater-Schatten.
Interview: Katharina Bendixen



3 x Heimat: Susanne Schädlich lebte in der DDR, in den USA und wohnt heute in Berlin

Heimat ist das große Thema des Buches. Wo ist Ihre Heimat?

Meine Heimat setzt sich aus verschiedenen Orten zusammen, nämlich aus all jenen, an denen ich schon war: zwölf Jahre DDR, elf Jahre Amerika, der Rest Bundesrepublik. Ich wohne zwar mittlerweile wieder in Deutschland, aber diese drei Orte sind verinnerlicht. Das ist eine Art Mosaik, die innere Heimat. Und dazu kommt natürlich die äußere Heimat: Freunde und Familie.

Der erste Satz Ihres Romans „Nirgendwoher, irgendwohin“ lautet: „Ankommen an einem Ort ist nicht das Gleiche wie angekommen sein in diesem Ort.“ Wie oft sind Sie an Orten angekommen, ohne wirklich in ihnen angekommen zu sein?

Dreimal. Einmal, als wir 1977 aus der DDR in den Westen gegangen sind. Im Westen bin ich damals eigentlich nicht angekommen. Deswegen bin ich 1988 nach Amerika gegangen und habe beide

Deutschlands hinter mir gelassen, um mit dem Blick der Fremden darauf sehen zu können. Ich wollte das alles abschütteln und reflektieren. Schließlich konnte ich 1999 nach Deutschland zurückkehren, um dort endlich wirklich anzukommen.

Welcher der drei Ortswechsel war der einschneidendste, der verwirrendste?

Der Wechsel von Ost nach West. Wenn man die Entscheidung weggehen selbst trifft, hat man die Möglichkeit, wieder zurückzukehren, falls es nicht funktioniert. Aber eine Rückkehr war damals nicht möglich, und ich tat als Kind das, was meine Eltern sagten. Ich war im Prinzip ausgeliefert, sowohl meinen Eltern als auch den politischen Umständen. Nach der Ausreise aus der DDR habe ich mich sehr fremd gefühlt, dabei wurde ich nicht unbedingt als Fremde wahrgenommen. Ich habe zwar die gleiche Sprache gesprochen und alle haben mich verstanden, aber in Wirk-

lichkeit haben sie mich doch nicht verstanden, das war sehr bizarr.

Was hatten Sie vorher in der DDR als Kind für ein Gefühl?

Ich habe sehr früh gemerkt, dass man über bestimmte Dinge, die bei uns zu Hause geschehen, nicht spricht. Auch als Kind hat man den Apparat mitbekommen. Ich habe die Stasi wie unsichtbare Gespenster gespürt. Man hat sie nicht gesehen, aber man hat gemerkt: da ist etwas, was nicht gut ist. Das war kindliche Intuition. Bei uns im Haus fanden ja auch immer Schriftsteller treffen statt, bei denen Autoren aus dem Westen bei uns zu Besuch waren. Dadurch hat sich dieses Bewusstsein in mir noch verstärkt.

Ihr Vater Hans-Joachim Schädlich hat damals die Petition gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann unterschrieben und wenig später ein Buch im Westen veröffentlicht. Kurz danach

sind Sie ausgereist. Wie haben Sie diese Zeit bis zur Ausreise erlebt?

Ich habe die Biermann-Ausbürgerung sehr bewusst erlebt, aber die Repressalien begannen erst so richtig, als das Buch meines Vaters im Westen erschien, nachdem es von mehreren DDR-Verlagen abgelehnt worden war. Mein Vater wurde als Staatsfeind deklariert, man hat einen Prozess gegen ihn angestrengt, so dass meine Eltern gezwungen waren, einen Ausreiseantrag zu stellen. Der erste Ausreiseantrag wurde abgelehnt, der zweite bewilligt, und dann mussten wir innerhalb einer Woche ausreisen. Von den Anträgen habe ich natürlich nichts gewusst und plötzlich wurde mir gesagt: In einer Woche geht es in den Westen. Einerseits war das erschreckend, weil natürlich die ganze Familie zurückblieb: mein Halbbruder, meine Oma, auch meine Katze. Auf der anderen Seite war der Westen aber eine Verheißung, da war auch eine gewisse Neugier und Aufregung dabei. Man durfte an einen Ort, an den sonst niemand durfte.

Wie haben die neuen Klassenkameraden reagiert, als Sie plötzlich als frühere DDR-Bürgerin in der Klasse saßen?

Zuerst sind wir nach Hamburg gegangen, dort spielte das keine große Rolle. Ich glaube, die wenigsten in meiner Klasse wussten überhaupt, dass die DDR existierte. Nur ich selbst hatte Probleme, mich zurechtzufinden. Zwei Jahre später gingen wir nach Westberlin und dort wurde es schwierig. Meine Klassenkameraden und ich waren vierzehn und ich habe viel Feindseligkeit gespürt. Nun war ich wirklich der Ossi, der in den Osten zurückgehen sollte. Einige Klassenkameraden haben mir das auch so gesagt. Natürlich lag das teilweise an der Situation von Westberlin. Ich war so etwas wie die Inkarnation dessen, was die Westberliner einschränkte. Andere waren neugierig und haben mich gefragt, wie es in der DDR war, aber meistens

wollten sie dabei nur ihre Vorurteile bestätigen wissen.

Und wie war später die Rückkehr von Amerika nach Deutschland?

Auch das war am Anfang sehr schwierig, weil die elf Jahre Amerika mich schon sehr geprägt haben. Ich hatte ganz andere Gewohnheiten, zum Beispiel hatte ich die freundliche amerikanische Art verinnerlicht. Auch das öffentliche und universitäre Leben war dort viel unkomplizierter, da wurde gewagt, man brauchte nicht für alles ein Papier. Ich bin amerikanisiert zurückgekommen, und hier ist alles so starr, daran musste ich mich erst gewöhnen.

Haben Sie vor, weiterhin im Zehnjahresabstand umzuziehen?

Nein, auf keinen Fall. Berlin ist inzwischen mein Zuhause geworden. Vielleicht gehe ich irgendwann für eine Weile nach Spanien, aber ich würde dafür nicht noch einmal alle Zelte abbrechen. Ich brauche ja auch die Sprache zum Arbeiten.

Die Stadt, in der die Erzählung spielt, ist nicht bezeichnet, aber es liegt aufgrund Ihrer Biografie nahe, sie als Los Angeles zu identifizieren. Hatten Sie einen bestimmten Ort vor Augen, als Sie das Buch geschrieben haben?

Es ist nicht explizit gesagt, aber ich habe schon Los Angeles vor Augen gehabt. Es gibt Beschreibungen, die eher auf eine südliche Gegend hinweisen: der Strand, die Palmen, die Begegnungen. Ich habe den Ort aber nicht benannt, weil er sich aus den Figuren ergeben soll. Heimat hat immer auch etwas mit Menschen zu tun. Wenn man an einem Ort ist und keine Menschen kennt, kann man sich dort auch nicht wohl fühlen. Die Figuren ergeben den Ort, die Heimat. Und wie die Protagonistin sich anhand der Leute zurechtzufinden versucht, ist ebenfalls ein wichtiges Thema des Buches.

Es wird oft wiederholt, wie schwierig es ist, in der Fremde Freunde zu finden, alle Figuren sind sehr misstrauisch, die

Protagonistin hat große Schwierigkeiten, Freundschaften zu knüpfen. Ist Ihnen das auch so ergangen?

Eigentlich nicht. Ich habe in Amerika sehr viele Deutsche kennen gelernt, und manche dieser Freundschaften halten bis heute. Die Freundschaften mit Amerikanern dagegen waren eher flüchtig und haben sich bis auf wenige wieder aufgelöst. Die meisten Bekannten und Freunde waren Immigranten: Perser, Russen, Franzosen. Leute, die als Fremde nach Amerika gekommen sind und dort eine neue Gemeinschaft gebildet haben. Bei dieser Gemeinschaft war es egal, aus welchen Gründen man sein Land verlassen hatte, ob als politisch Verfolgter oder auf der Suche nach Abenteuern. Wir waren Gleichgesinnte, weil wir uns in der Fremde zurechtfinden mussten.

Ist es abschreckend, einen Vater zu haben, der als Schriftsteller sehr erfolgreich ist, wenn man als Tochter selbst schreibt?

Das ist immer und überall die große Frage. Abschreckend ist es nicht. Eher ist abschreckend, dass die Leute eine Schublade öffnen und man dann solche Fragen beantworten muss. Es wird immer gedacht: Vater groß, Schatten groß. Es gibt natürlich Fälle von Übervätern, gegen die die Kinder nicht ankommen. Aber bei meinem Vater ist das nicht so. Er ist Schriftsteller, und ich bin es zufällig auch. Die Leute können das nicht trennen. Ich möchte ihm ja nicht nacheifern. Ich schreibe einfach, das kann ich nicht stoppen. Ich habe schon sehr früh damit angefangen, zuerst Bilderbücher für meine Schwester, später Kurzgeschichten und Lyrik. Der Trieb, etwas zu Papier zu bringen, war schon immer da. Das wurde mir mit in die Wiege gelegt.

Was ist das für ein Gefühl, nun als Debütantin dazustehen, vielleicht neben 25- bis 30-jährigen Frauen?

Mich stört das gar nicht, weil ich glaube, dass bestimmte Dinge Zeit brauchen. Man kann vieles erst schreiben, wenn die Jahre ins Land gegangen sind. Das Alter spielt dabei keine Rolle. Es kommt darauf an, wie jemand ist, und nicht, wie alt jemand ist.

Vielen Dank für das Gespräch.